

Über Ernst Wiechert und die Jugend

Gedenkrede zum 120. Geburtstag Ernst Wiecherts
gehalten am 3. Juni 2007, bei der 9. wissenschaftlichen Tagung der
Internationalen Ernst – Wiechert – Gesellschaft in Mülheim / Ruhr

Joachim Hensel

Am 18. Mai 2007 gedachten wir des 120. Geburtstages des Dichters Ernst Wiechert.

Wie können wir ihn besser würdigen und ehren, als uns mit seinem Werk, mit seinen Aussagen zu befassen. Dabei werden wir gleichzeitig erkennen, welchen Einfluss er zu Lebzeiten auf seine Mitmenschen ausübte und uns dazu Fragen stellen. Ich möchte besonders seinen Einfluss auf die Jugend ansehen. Und das, weil wir uns wünschen, daß mehr Jugendliche sich mit dem Werk Wiecherts befassen und sich von ihm ansprechen und berühren lassen.

Wir widmen diese Ausführungen dem Gedenken an diesen verehrten Dichter. Und das tun wir unter der Überschrift, mit der er selbst einmal seine Aufgabe beschrieb, als er sagte er sei

„ein Bewahrer des Vergänglichen und ein stiller Mahner in einer lauten Welt“.

In vielen Gesprächen ist uns in der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft immer wieder die Frage gekommen, warum Ernst Wiechert, - einer der meistgelesenen deutschen Autoren zu Lebzeiten, - heute zunehmend unbekannt wird.

Und damit verbunden ist die Frage, wie wir sein großes Werk heute so darstellen können, daß es wieder wahrgenommen wird und erhalten bleibt.

Ist denn etwas verblasst von der Kraft seiner Aussagen? Erreichen seine Worte die jüngeren Generationen nicht mehr? Wie hat er es denn selbst vermocht, in seiner Zeit Menschen, insbesondere junge Menschen anzusprechen und zu begeistern?

Wir sollten zur Beantwortung dieser Fragen uns auf Zeugnisse seiner Zeitgenossen besinnen und in seinem Werk zu diesem Thema nachlesen.

Wenn wir Augenzeugen und Ohrenzeugen befragen, die Ernst Wiechert noch selbst erlebt und gehört haben, so erleben wir immer wieder eine stille, selige Verklärtheit, mit der sie über ihn sprechen. Immer wieder wird er als der große Lebens-Lehrmeister bezeichnet, als der Tröster, als der Führer.

Ich benutze absichtlich dieses missbrauchte Wort, hier im wahren Sinne, obwohl - wie wir gleich hören werden - Wiechert selbst das Wort „Führer“ von sich weist. Das halte ich aber für unberechtigt. In meinen Augen und in den Zeugnissen seiner Zeitgenossen war er ein Führer, im guten Sinne des Wortes.

Nun sind wir ja bei solchen Begriffen wie „Führer“ oder „Lehrmeister“ heute sensibel. Zu sehr sind Menschen aus den Generationen vor uns verführt worden, enttäuscht worden und mit dem Zusammenbruch dieser überstrapazierten Worte aus der Ordnung geworfen worden.

Und die jetzige Zeit, mit ihren 60 Jahren ohne Krieg und mit ständig wachsender Prosperität kennt diese Worte nicht mehr und gibt vor, sie nicht mehr zu brauchen.

Lebens-Lehrmeister sind ersetzt durch kurzfristig aufscheinende Idole, durch Stars und Sternchen, die Gruppen, die Gurus, die Großverdiener und Macht-Inhaber oder die Heilsversprecher, die unsere Jugend mit auf ihren Lebensweg nehmen möchten. Und diese Lebenslehrer sind heute sogar entpersonifiziert und ersetzt durch Moden, durch Produkte oder durch Ideologien.

Aber damals, im Hufengymnasium in Königsberg, bei den Abiturienten im Jahrgang 1929 war es noch anders.

Zwei der Abiturienten dieses Jahrganges habe ich noch persönlich kennen gelernt. Beide verband eine heilige Scheu, über ihren Lehrer zu sprechen. Fern ab aller Pennälerwitze, wie wir sie beim „Exoten“ gelesen haben, berichten sie mit verklärtem Blick und heiligem Ernst von diesem Mann. Und das auch noch 50 oder 60 Jahre später.

Ja – es geht sogar noch weiter, weiter durch die Generationen. Die Kinder dieser Wiechert – Schüler schreiben und sagen uns heute, wie der Lehrer und Dichter das Leben ihrer Eltern und dadurch auch ihr eigenes Leben beeinflusst hat, fast 60 Jahre nach seinem Tod.

Es ist mir leider nicht mehr erinnerlich, wie viele Schüler aus dem Jahrgang 1929 als Professoren später selbst einen großen Lebensweg gegangen sind. Meine beiden Informanten sind es gewesen, Lehrstuhlinhaber mit einem sehr beachtlichen Lebensweg und Lebenswerk. Und beide haben eines gemeinsam : sie wurden als besonders sorgsame und verantwortungsbewusste Vorgesetzte bezeichnet, die wiederum ihre Mitarbeiter – wohl durch Vorbildfunktion – zu lenken verstanden. Schon da wird das Erbe der Erziehung durch ihren ehemaligen Deutschlehrer ganz deutlich.

In den letzten Tagen, beides schon in diesem Jahr, bekam ich Briefe von Kindern von Wiechert-Schülern. Überall die gleiche Begeisterung. *„Ernst Wiechert war einfach ein Begriff und etwas sehr Lebendiges bei uns zu Hause“*, schrieb eine Wiechert-Schüler-Tochter aus Mittel-Amerika. Und aus Kanada schreibt ein Professor: *„Ich erinnere mich ... (an Ernst Wiechert) als freundlichen Menschen und als Gentleman. Er war ein wichtiger Mann. Meine Mutter hatte in ihrer Jugend alle Bücher von ihm gelesen und verehrte ihn sehr.“*

Wie gelang es Ernst Wiechert, so sehr die Herzen der Menschen zu bewegen und insbesondere die der jungen Menschen?

Lassen Sie uns einmal in seine Werkstatt schauen. In das, was man die Gedankenschmiede nennt. An den Platz, wo er seine Gedanken sammelte, wo seine „Werkzeuge“ liegen, die er so behutsam, aber auch so eindrücklich eingesetzt hat.

In einer Rede, die er am 6. Juli 1933 im Auditorium Maximum der Universität in München gehalten hat – und die unter dem Titel „Der Dichter und die Jugend“ uns erhalten geblieben ist, lässt er uns einen Blick in seine Werkstatt tun. Er lässt uns am Entstehen seiner Gedanken teilhaben. Es ist wie ein heiliger Blick in diese

Gedankenschmiede. Wir Wiechert - Kenner sagen sofort, es ist echt „Wiechertsch“ in Wort und Stimmung.

Er lässt uns ja oft Anteil haben an seinen ihn bewegenden Gedanken. Aber hier erscheint er mir so intim und so verdichtet. Hier erleben wir ihn als großen, einfühlsamen und verantwortungsbewussten Seelsorger. Und er gibt so manches preis, was unsere Fragen von vorhin vielleicht ein wenig beantwortet.

Es erübrigt sich wohl, auf die politische Bedeutung des Datums hinzuweisen: Frühsommer 1933. Zusätzlich wissen die Kenner seiner Biographie um seine Ehekrise und die dadurch ausgelösten beruflichen und sozialen Schwierigkeiten in der vorangehenden Zeit.

Doch hören wir nun ein Stück aus seiner Rede von der Bedeutung der Dichter für die Jugend als **„Bewahrer des Vergänglichen und als stiller Mahner in einer lauten Welt“**.

Es ist nach kurzer erklärender Einleitung, wie Sie gleich hören werden, ein Text, den Wiechert 1929 in Königsberg geschrieben hat, und den er in seine Münchener Rede eingebaut hat. Der Text war bis zu dieser Rede 1933 unveröffentlicht. Ich lese nur die kurze Einleitung und diesen Text.

Und ich bitte Sie, mich statt einer Definition oder einer anderen logischen Untersuchung zunächst etwas lesen zu lassen, was ich vor vier Jahren geschrieben habe, als ich ganz einsam und arm und geächtet lebte, in einer Dachkammer in meinem Heimatland, und an vielen Abenden die jungen Menschen zu mir kamen, die mir die Treue gehalten hatten, Schüler und Studenten. Ich habe dies als eine Art von stillem Dank geschrieben, denn mit anderem konnte ich nicht danken, und vielleicht werden Sie daraus am ehesten die Antwort entnehmen können, einen Teil der Antwort, was denn der Dichter mit der Jugend zu tun habe.

Die Blätter waren überschrieben »Vom Umgang mit jungen Menschen«, und sie hießen so: »Sie kommen um die Abendzeit, wenn sie wissen, daß ich noch in der Dämmerung sitze und meine Seele sich langsam von den Manuskriptblättern löst, bereit, sich ihnen zögernd, noch ein wenig abwesend, zuzuwenden. Sie brauchen soviel Licht, daß sie die Umriss meiner Gestalt noch erkennen können, und soviel Schatten, daß er die Schmerzen ihrer Stirne schon leise verhüllt. Die Art ihres Eintretens ist immer die gleiche. Ihre Augen gehen von den Bücherbrettern zu den Bildern an der Wand und zu den Blumen auf meinem Tisch, mit einer vorgetäuschten Teilnahme, die so durchsichtig und rührend ist wie die Teilnahme ihrer Worte, mit denen sie nach meinem Ergehen fragen, nach Dingen des Alltags oder Berufes. Denn in ihren Augen wie auf den Lippen brennt nichts als die eigene Not, und in meinem stillen Raum sehen sie nichts als den Baum ihres jungen Lebens, der seine Zweige traurig senkt oder im Sturm der Leidenschaft sich biegt.

Sie kommen nicht, wenn sie das Glück in ihren Händen halten. Sie kommen nur, wenn der Zweifel an ihren Wurzeln frißt, die Enttäuschung sie lähmt, der Schmerz sie schüttelt, die Sehnsucht in ihnen brennt. Sie gehen nicht zu ihren Eltern, auch wenn Liebe und Freundschaft sie verbindet. Die Eltern sind zu nahe, sie sind wie Spiegel, die so dicht vor ihre Augen gehängt sind, daß sie kein Bild geben. Und sie sind zu alt, zu erfahren, zu klug, zu ruhig. Sie gehen auch nicht zu ihrem Pfarrer. Der Pfarrer ist zu dicht bei Gott. Er hebt die Bibelworte wie Steine auf, gleich bereit zum spielenden Betrachten wie zum Wurf... Er ist gleichsam außerhalb der Sünde, und sie brauchen jemanden, der sündigt gleich ihnen. Sie gehen auch nicht zu ihrem Freunde, denn der Freund ruft gleich ihnen um Hilfe, und sie sind nur wie zwei Ertrinkende, die einander umschlingen, oder wie zwei Verirrte, die auf demselben Kreise einander begegnen. Sie kommen zu mir, weil sie glauben, daß ich ein Dichter sei. Das heißt, ein Mensch, unähnlich ihren Eltern, weil jung, unklug, unruhig. Unähnlich ihrem Pfarrer, weil weit von Gott, leidenschaftlich nach ihm suchend, aber tief in der Sünde. Unähnlich ihren Freunden, weil er nicht um Hilfe ruft, sondern inmitten der Kreise der Verwirrung auf einem grauen Stein sitzt und zu den Vögeln spricht oder zu den Sternen aufblickt. Sie kommen nicht so sehr um Hilfe. Sie wissen schon, dass es keine Hilfe unter Menschen gibt. Sie kommen nur, um sprechen zu können, und es ist jemand

da, der ihnen zuhört, aufmerksam, ernst, wie man seinesgleichen zuhört. - Sie sind wie ganz einsame Wanderer, die schon ein Echo beglückt, die schweigende Wand eines Waldes, die ihren Ruf empfängt und widerklingen läßt wie ein zweites Lebendiges. Und sie glauben, daß mir nichts fremd ist. Da sind Heilige in meinen Büchern und große Verworfene, Kinder, die das Leben zerbricht, und solche, die das Leben zerbrechen, Frauen, um deren Scheitel ein goldener Kranz sich flicht und Sünderinnen, für die keine Vergebung zu blühen scheint. Und wenn ich auch still und geborgen auf dem Stuhl meines Lebens zu sitzen scheine, irgendwann muß ich doch durch diese düstere Welt gegangen sein, kann kein Fremdling in ihr sein, kann nicht zu den Sicherem, Satten, Behaglichen zählen, die dem Bettler einen Teller mit Suppe herausschicken und die Ermahnung, fleißig und gottesfürchtig zu werden. Und dann beginnen sie zu fragen, nach dem Sinn des Lebens und mehr noch nach dem des Todes. Nach Gott und den Frauen, und weshalb es so schwer in der Welt sei. Und langsam kommen sie durch alle dunklen Kammern in den großen Saal ihres eigenen Lebens, wo ihr eigenes Schicksal verhüllt auf dem Throne sitzt, das Schicksal, von dem sie glauben, daß es um das Vielfache schwerer, bedeutender und entscheidender sei als alle anderen Schicksale.

Ich höre zu. Ich gebe ihnen weder den Stein der Weisen noch das Wasser des Lebens. Aber ich stütze meine Stirne in die Hand und wende kein Auge von ihrem Gesicht und höre zu. Und langsam beginnt dies alles mich zu ergreifen und zu erschüttern. Ich komme von weither, aus dem Weglosen eines Buches, an dem ich schreibe, oder dem Weglosen meines eigenen Lebens. Aber der Zauber ihrer Jugend fällt über mich, das Unmittelbare ihrer Not, das Unbedingte ihres Grübelns, das lodernde Brennen ihres Prometheus-Feuers. Ich bin wieder einer der ihren ganz und gar, kein Älterer, kein Wissender, kein Führer. Ich bin jemand begegnet, der etwas verloren hat, und ohne daß er bittet, helfe ich ihm beim Suchen, beuge mich zur Erde, genau so tief wie er, genau so hoffnungsvoll und hoffnungslos.

Und gegen Ende erst, wenn ihre Worte langsamer fallen, müder, sich wiederholen, versuche ich, aus unserem gemeinsamen Leben und Irrtum einen Faden zu lösen, eine Art von Gesetz, eine tröstende Einordnung in den großen Strom der Notwendigkeit. »Sieh, wir beide...«, sage ich, oder »Siehst du, Menschen wie wir, die sich Mühe geben...vielleicht wartet auf uns schon der Mensch, dessen Tränen zu trocknen uns bestimmt ist, uns ganz allein und niemand außer uns. Lohnt es nicht, darum zu leben?« Und dann gehen sie um die Mitternacht. Wieder gleitet ihr Blick über Bücher und Bilder, sprechen sie noch ein paar allgemeine Dinge. Es ist, als kleideten sie sich langsam wieder an, für die Straße, für den Markt, das Theater... Ich gehe noch mit ihnen vor die Haustür, und wir sehen ein wenig zu den Sternen empor. Und dann, nach einem verlegenen Dankeswort, gehen sie in die Nacht hinein. Ihre Gedanken sind noch um mich, um das Bild der Sicherheit, des Friedens, der Tapferkeit, das ich ihnen geboten habe, und so etwas wie ein froher Neid erfüllt sie auf ihrem einsamen Wege.

Ach, sie wissen nicht, wie ich ihnen nachsehe. Was tut es, daß ihre Schultern gebeugt sind, ihre Stirnen mutlos gefurcht? Die unverbrauchte Wildheit des kommenden Lehens leuchtet mir noch aus ihren verdämmernden Gestalten, die Kraft und der Glaube, die unerschütterliche Gewißheit unter unbeflecktem Helm. Und wenn ich wieder hinaufkomme in mein Zimmer, in den stillen Lampenschein, vor die unbeschriebenen Blätter, die auf die Schöpfung des Lebens warten, stütze ich den Kopf in die Hand und sehe nach der schweigenden Ecke, in der sie gesessen haben. Nein, ich sehe nun nicht mehr wie ein Sieger aus. Wie jung sie sind! Wie jung und sündenlos! Und die Worte der Jacobsen'schen Novelle kommen mir nicht aus dem Sinn, aus dem Gespräch der beiden Pagen: »Nein, du bist glücklich!« »Nein du!«

Man sagt mir, daß ich mit den Reifen und Weisen Umgang haben sollte, um ihresgleichen zu werden. Ich meide sie nicht, ich öffne meine Hände jeder Frucht, die man in sie legt. Aber in den Abendstunden, wenn die Gedanken müde werden Über den weißen Blättern, wenn der Schatten des Tages schwer auf der stillen Schwelle steht und hinter ihm die Schatten aller gewesenen Tage, dann lausche ich nicht nach dem ruhigen Schritt der Reifen und Weisen, sondern nach dem scheuen Gang der jungen Füße, die wie Tiere aus ihren dunklen Wäldern kommen, um aus dem schweigenden Strom zu trinken, der ihre Sterne spiegelt.«

(Ernst Wiechert, Gesammelte Werke, Band 10, Seite 357 bis 361)

Soweit also dieser Text aus dem Jahre 1929, veröffentlicht in der Rede vor Studenten in München 1933.

Ernst Wiechert war wohl am Puls der Zeit. Er hat als Lehrer mit Seelsorge - Funktion den Jugendlichen sein Ohr und sein Herz geöffnet. Er hat auf sie gehört, ihre Probleme wahrgenommen und hat sie, - das ist wohl das Wichtigste, - zum Sprechen gebracht.

Sicher hat er sie nicht sofort mit Ratschlägen und Ermahnungen zugeschüttet. Er hat ihre Äußerungen wahr genommen, für wahr genommen (!), und sie dazu gebracht, Lösungen ihrer Probleme selbst zu erkennen, in dieser abendlichen Beichte im Studierzimmer.

Was hat er ihnen mitgegeben auf ihren Lebensweg? Welche Charaktereigenschaften waren ihm wichtig, welche hat er gestärkt? Wie sahen seine Ratschläge aus?

Im selben Jahr, in dem der Einschub in der Münchener Rede von 1933 geschrieben worden ist, also 1929, hat er seine bekannte Ansprache an die Abiturienten im Hufengymnasium gehalten. Das ist ein vielzitatierter und häufig nachgedruckter Text, - wohl weil er richtungsweisend, haltgebend und grundsätzlich ist.

Aber, dieser Text ist auch unbequem und fordernd. Es geht hier, wie in dem Roman „Der Exote“ um die Respekt -verweigerung gegen übergeordnete Mächte. Das ist ein von Wiechert häufig benutztes Bild. Vielleicht erscheint er uns auch, - wenn wir ihn heute lesen, - antiquiert, überholt, unmodern, eben uncool. Es wird uns nicht schwer fallen, diese Überholtheit festzustellen.

Aber wir sollten in einer Gegenbewegung in uns selbst wahrzunehmen versuchen, ob wir nicht ein bisschen Wehmut darüber verspüren, daß diese Ideale heute verschwunden sind. Vielleicht wünschen wir uns auch, daß heute Jugendliche Ratschläge, wie Ernst Wiechert sie erteilt, annehmen können.

Hören wir auf eine Passage aus Ernst Wiecherts Abschiedsrede an die Abiturienten, gehalten am 16.März 1929 in der Aula des staatl. Hufengymnasiums in Königsberg/Ostprien:

Jedes Jahr der vergangenen Jahre hat euch entsiegelt, jeder Mensch, jedes Buch, jede Stunde. Aber das Neue ist, daß ihr nun aus der Gemeinschaft geht, aus der der Kolonne, aus dem Geführtwerden. Daß ihr von diesem Tage ab in die ungeheure Einsamkeit des Lebens tretet, in ein dunkles Niemandsland, gleichviel, ob ihr Eltern, Geschwister, Freunde habt. Ihr habt nichts als jenen Marschbefehl und nichts als euch selbst.

Und wenn ihr in dieser Erkenntnis zurückblickt auf die letzten Jahre, werdet ihr vielleicht besser verstehen, was ich an euch tun wollte. Töricht zu sagen, daß ich euch etwas gegeben habe, aber nicht töricht zu sagen, daß ich etwas genommen habe, versucht habe, euch etwas zu nehmen, was man in diese dunkle Einsamkeitslandschaft hinaustragen kann: die Angst. Die Angst vor Menschen, vor Begriffen, Konventionen, Autoritäten. Die Angst vor Göttern und Teufeln, vor dem Gelächter und den Tränen, vor dem Ruhm und der Schande, vor den Wunden und der Verzweiflung, vor dem Scheitern und dem Tode.

Diese Angst liegt als eine tausendjährige Erbmasse tief in unser aller Blute. Es ist eine geheiligte Angst und es ist eine verruchte Angst, weil sie die Angst der Sklaven ist. Ihr aber sollt hinausgehen ohne Ketten, mit erhobener Stirn. Und deshalb lernten wir das Lächeln, meine Freunde.

Wir lächelten über das Pathos wie über die Phrase, über die Gesetze wie über ihre Überwindung, über die Scheiterhaufen wie über die goldenen Kälber. Wir lernten auch den Ernst, aber wir lernten ihn still, ganz für uns, und wir brauchen hier nicht darüber zu sprechen. Wir haben gelernt, die Siegel unseres Schicksals mit ruhigen Händen zu öffnen.

Meine Freunde, ihr habt nun nichts weiter zu tun als zu entscheiden, ob ihr dabei bleiben wollt. Und was ich die Verbindung der Jugend mit dem Leben nannte, ist nichts weiter als dieses. Ihr könnt der Menschen Knechte werden, aber ihr könnt auch der Knechte Menschen werden. Ihr wißt, daß es keine goldene Straße ist. Sie führt nicht zu den Gehaltsstufen, nicht zu den D-Zügen, nicht zu dem, was die Leute das Glück nennen. Aber sie führt aus den Städten und Märkten der Leute auf die stillen Wege des Menschen. Sie führt in das Dunkle, das Verspottete, das Geächtete, das Einsame.

(Ernst Wiechert, Gesammelte Werke Band 10, Seite 346 bis 347)

Was Sie eben gehört haben, ist sicher unbequem, wenn es der eigene Lebensmaßstab werden soll. Das erfordert dann Konsequenz, Gradlinigkeit, Aufrichtigkeit und Einstehen für einen Lebensplan mit vielen Widerständen.

Je mehr Jugendliche der Zeit entwachsen, in der Ernst Wiechert diese Ideale den Jugendlichen unterbreitete, desto weniger sind sie aber bereit, Lebenserfahrung von Älteren anzunehmen. Desto mehr kultivieren sie für sich ein individualistisches Ego.

Dabei ist das Ego gar nicht so individualistisch wie sie glauben, sondern eher ein in viele Zwänge eingepferchtes Erscheinungsbild, das wir wahrnehmen können. Es gibt viele allgemeinverbindliche Regeln, zahlreiche Diktate von zeitgeistigen Strömungen und Moden. Und das mit immer perfekterer Verbreitung und mit relativ kurzer Zerfallszeit.

Diese Diktate sind nicht einfach zu erfüllen, sich danach zu richten ist anstrengend. Es besteht also nicht die ersehnte mühsam erkämpfte Eigenständigkeit, für die viel Aufwand betrieben wird, sondern eine Pseudo-Individualität innerhalb einer allgemeinen gleichen Ausrichtung.

Da bleibt kein Spielraum für moralische Anweisungen. Etwa die von Ernst Wiechert.

Einengungen auf dem Gebiet der Lebensführung weisen diese Jugendlichen mit Vehemenz zurück. Und das sicher auch mit einer nachfühlbaren Berechtigung. Aber wir, die wir unsere Lebenserfahrungen gemacht haben, müssen mit ansehen, wie sie sich durchs Leben mühen, ohne von unseren Erfahrungen zu partizipieren.

Mit diesem Diktat, sich immer dem Zeitgeist unterordnen zu müssen, bleiben sie aber für Wiecherts Empfehlungen und Ermahnungen verschlossen.

Es bliebe zu untersuchen, wie sich nun ein Leben gegen den Zeitgeist, ein Leben im Wiechert' schen Diktat heute auf die Karriere und das Lebensgefühl dieser so durch das Leben strömenden Jugendlichen auswirken würde.

Das Leben gegen den Zeitgeist ist ein Leben, daß durch eigenes Erleben beglaubigt wird. Kein bequemes Leben, kein virtuelles Leben! Sondern ein reales Leben, ein echtes Leben.

Die Beschreibung dieser Lebensform war Ernst Wiechert nicht fremd. Sie ist vielfältig in seinem Werk zu finden. Und es ist immer mit den eben schon genannten Tugenden wie Ehrlichkeit, Konsequenz und Standfestigkeit verbunden.

Ein solches Leben durch Erleben, gegen alle Konventionen, ist also nicht ein Erfindung des Huckleberry Finn, der Pipi Langstrumpf, der Momo oder des Kleinen Prinzen.

Aber deren Leben ist das Gegenteil von dem heute sattsam bekannten, vorgekauften, virtuellen Leben aus zweiter Hand, aus der Hand der visuellen Medien.

Diese beiden Lebensformen stellt Ernst Wiechert in seiner Rede an die Abiturienten vor, aus der wir eben schon eine Abschnitt gehört haben.

Was er da an anderer Stelle beschreibt, ist so griffig und einfühlsam, das wir diese Parabel im Gedächtnis behalten werden. Wiechert ist mit diesen Gedanken ungeheuer modern und sollte auch so verstanden und eingeordnet werden.

Ich lese einen anderen Abschnitt aus der Abschiedsrede an die Abiturienten vom 16.März 1929.

Es ist mir immer so erschienen, als könnte man auf zweierlei grundsätzliche Art durch dieses Leben fahren: einmal fahrplanmäßig, mit D-Zug, Platzkarte, Speisewagen, Kursbuch, Hotel und für die Armen im Geist mit Cooks Reisebüro. Und das andere Mal: Abenteuer des "Schienenstrangs«, Schwarzfahrer, aufspringen auf den fahrenden Zug, Nachtlager im Güterwagen, Kampf mit Heizer und Schaffner, Abgeschleudertwerden, neuer Versuch, Dunkelheit, Einsatz, Gefahr.

Ich habe nie recht gewußt, welche dieser beiden Arten vorzuziehen sei, ich habe nur gewußt, daß die zweite reicher, bunter, inhaltvoller, leidenschaftlicher ist als die erste. Ich weiß auch nicht, welche dieser beiden Arten ihr wählen werdet, ich weiß nur, daß ihr eine wählen müßt, weil das Leben niemals erlaubt, daß man an ihm vorbeifährt.

(Ernst Wiechert, Gesammelte Werke Band 10, Seite 344 bis 345)

Hat Ernst Wiechert die drohende, zwangsweise Gleichschaltung der Menschen, auch der Jugendlichen, unter dem aufkommende Regime schon gesehen? Ist der heutige freiwillige Trend der Individualisierung und Homogenisierung nicht genauso schädlich und bekämpfungswert? Können wir uns deshalb heute nicht der Gedanken von Ernst Wiechert bedienen, mit denen er damals versuchte, Jugendliche aus den eingefahrenen Gleisen zu ziehen?

Sollten wir, die wir Wiecherts Werk schätzen und verbreiten wollen, nicht Jugendlichen die Reise im Güterwagen empfehlen? Oder sollten wir nicht wenigstens den Reisenden, die wir bei Nacht im Güterwagen finden, Ernst Wiechert als Heizer und Schaffner anraten?

Versuchen wir doch unsere Mitmenschen zu einem Leben und Erleben aus erster Hand zu ermutigen. Ihnen wird der verehrte Dichter viel zu sagen haben, was ihre Begeisterung lockt.